

Macht macht an – im Wechselspiel von Person, Institution, Religion

Bericht zum 38. Jahreskongress der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie 2010

von *Klaus Kießling*

Macht macht an – ganz offenbar, denn 130 Gäste und Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie haben sich nach Hofgeismar aufgemacht, um sich genau damit auseinanderzusetzen: Worin besteht ihr Reiz, der Reiz an offener Machtausübung und an versteckten Machtspielen? Welche Rolle spielen Allmacht und Ohnmacht Gottes? Wo braucht es Macht, Power, Empowerment, wo fällt Macht dem Missbrauch anheim – zwischen Person, Institution und Religion, in den Kirchen? Was macht Kirche mit Macht, was macht Macht mit Kirche? Wie mächtig sind Beratung, Seelsorge und Supervision?

„Seid Ihr alle da?“

Désirée Binder, Michael Klessmann, Susanne Schneider, Matthias Steinleitner und Marion Weigelt-Drexler haben diesen Kongress intensiv vorbereitet und laden den im besten Sinne bunten Haufen von praxiserfahrenen, theoriehungrigen, evangelischen und katholischen Frauen und Männern zu Beginn der gemeinsamen Tage ein, sich diesen Fragen spielerisch zu nähern – mit verschiedenen Handpuppen, die sie zum Sprechen bringen und denen sich die am Kongress Teilnehmenden zuordnen mögen: einer Prinzessin, einem König, einer Gretel, einem Krokodil, einem Esel, einem Räuber, einem Polizisten, für den Macht mit Ordnung zu tun hat, oder einer anderen Figur. Ich schließe mich dem Zauberer an, der Andere mit seinem Stab verzaubern kann, der Andere weg- und wieder herzaubern kann – und mit spielerischer Macht den Kongress eröffnet: „Seid Ihr alle da?“ Bin ich schon richtig da, hier in Hofgeismar, frage ich mich, fragen Andere sich, oder noch in der Anreise begriffen – oder schon wieder weg?

Gottes Macht und unsere Ohnmacht – unsere Macht und Gottes Ohnmacht

Zum Kongress in der Zeit von 28. April – 1. Mai gehören liturgische Eröffnungen der einzelnen Tage, Einstimmungen zu Gottes Macht und unserer Ohnmacht, zu unserer Macht und Gottes Ohnmacht. Dazu gehört ein gemeinsamer Abschluss, feiernd unter freiem Himmel und dem Himmel dankend. Dazu gehören die Mitgliederversammlung, Sitzungen der einzelnen Sektionen der Gesellschaft, Zusammenkünfte diverser Arbeitsgruppen, Wiedersehensfreude, Neugier auf neue Gesichter und manche auch schmerzliche Vermisstenanzeige. In der Mitte aber steht die Auseinandersetzung mit Macht und Machtlosigkeit – in einer pastoralpsychologisch traditionsreichen Mischung aus (insgesamt vier) Vorträgen und mehreren Workshops, aus Hören und eigenem Erfahren und Handeln. Macht macht an. Macht Macht an?

Macht und Gemächte

Tom Lebold, Sozialwissenschaftler, Therapeut und Supervisor in Köln, fragt in seinem dreiteiligen Vortrag nach Macht und Machtspielen – zunächst grundlegend, dann in verschiedenen pastoralpsychologischen Settings. Was macht Macht zur Macht? Er will Macht nicht verwechseln – etwa mit Herrschaft als institutionalisierter Macht oder mit Gewalt als unmittelbarer (körperlicher) Einwirkung. Er versteht Macht als Beziehungsphänomen: Da sind nicht einzelne Menschen „mächtig“ oder „ohnmächtig“, da sind vielmehr Macht und Ohnmacht zwischen Menschen, in Zwischenräumen: Macht kommt nicht von „machen“, sondern von „mögen“, meint ein Vermögen, Kraft und Potenz, lässt an das „Gemächte“ denken. Zugleich sieht *Tom Lebold* im Geschlecht selber keine Machtquelle, vielmehr bringt er historisch gewachsene patriarchale Gesellschaftsformationen ins Spiel, die dazu führen, dass Frauen und Männer dann doch aus verschiedenen Machtquellen schöpfen. Welcher symbolische Raum sich zwischen ihnen auftut, wie Macht strukturell gestreut wird, fragt nicht allein *Tom Lebold*; er gibt vielmehr den Auftrag an die Hörenden, eigene Machtkonstellationen auf einem Stück Papier buchstäblich ins Bild zu bringen und auf der Rückseite des Blattes die Antwort auf folgende Frage einzuzichnen: Wie sehe ich mich in dieser Konstellation in vielleicht zehn Jahren? In kleinen Gruppen, für mich sehr beziehungs- und ertragreich, widmen wir uns diesen Bildern, erden wir auf diese Weise das Thema, bevor ein zweiter Vortragsteil sich anschließt – zu Machtspielen.

Machtspiele: „Ich Chef, Du nix“

Machtspiele leben mit Ungewissheitszonen, die sich machtvoll vergrößern lassen: „Wenn Du nicht aufräumst, bleibt der Fernseher aus“, mag einer seinem Sprössling ankündigen, aber bedrohlicher – weil ungewisser – wirkt: „Wenn Du nicht aufräumst, wirst Du schon sehen, was passiert“. Haben Kinder Macht? *Tom Lebold* führt in einer lebendigen Diskussion aus, dass Kindern dann Macht zuwächst, wenn sie ihren Eltern wichtig sind, und „die Idee, gute Eltern sein zu wollen, gibt Kindern unheimlich viel Macht“. Wohl wahr – und ich verstehe, warum meine Frau und ich unsere Burschen als Bosse erleben. Aber zu den Machtspielen *mit* Kindern gesellen sich Machtspiele *von* Kindern; so denke ich daran, wie meine Söhne bei Gesellschaftsspielen unterwegs die Spielregeln ändern, damit sich die Machtverhältnisse nicht zu meinen Gunsten verschieben. Solche Spiele leben jedoch auch unter Erwachsenen, die damit einander demonstrieren: „Ich Chef, Du nix“.

Erneut lädt *Tom Lebold* die Hörenden zur Arbeit in Gruppen ein, die im Freien den Weg von der heutigen zu einer zukünftigen Machtkonstellation, also den Weg von der Zeichnung auf der Vorderseite ihres Blattes zum Bild auf der Rückseite abschreiten, ergehen sollen. In wechselseitiger Begleitung geschieht dies für mich sehr eindrücklich und dicht, so dass ich auf verschiedenen Ebenen Neues entdecken, lernen kann.

Macht und Ohnmacht von Beratung

In einem dritten Vortragsteil geht es um die Reflexion konkreter Machtkonflikte – in der eigenen Biographie, in der Supervision von Teams, die alles zerreden, und in Teams mit geringer Kommunikationsdichte, die schweigen nach der Devise: „Wer zuerst redet, hat die Nerven verloren“. *Tom Lebold* recurriert aber auch auf andere Praxiserfahrung: In der Paarthe-

rapie erlebt er Frau und Mann, die beide ihr Gegenüber als übermächtig empfinden und gemeinsam mit ihrem Therapeuten einen Blick dafür entwickeln, welche Macht sie jeweils selbst ausüben und ausstrahlen. Und in Familien geht es ihm oft um Elterncoaching, damit sie Autorität ohne Gewalt leben und eine Macht elterlicher Präsenz zeigen können, die bei Heranwachsenden Veränderung provozieren soll.

Und wie mächtig, wie ohnmächtig ist Beratung? Die Macht des Beraters, der Supervisorin, des Beobachters liegt darin, dass er zur Sprache bringt, was aus dem jeweiligen System heraus gerade nicht gesagt werden kann – oder aber gesagt, bisher jedoch nicht ernst genommen wird. *Tom Levoid* initiiert während der ersten Kongressstunden fruchtbare Wechsel zwischen Vortrag und eigener Arbeit der Hörenden, er macht das ganze Spektrum von Macht und Ohnmacht, von Machtgebrauch und Machtmissbrauch auf, und dies auf eine ganz unaufgeregte Weise, so dass mir beim Hören eigene Konstellationen einfallen, wenn im Vortrag keine Beispiele mitgegeben sind. Damit ist der Raum eröffnet – für weiteres.

Sexuelle Gewalt – Täter, Opfer und schweigende Mitläufer

Weiteres bietet *Christine Morgenroth*, Psychotherapeutin und Professorin für Sozialpsychologie an der Universität Hannover sowie Schülerin von *Alfred Lorenzer*. Sie greift die inzwischen offenbare und weit verbreitete sexuelle Gewalt an Internaten und Schulen auf und wählt nicht zuerst die Perspektive der Opfer oder der Täter, sondern eine dritte: Welche Rolle spielen die schweigenden Mitläufer, die den Tätern die Macht ließen? Warum führten „Veröffentlichungen“ sexueller Gewalt 1999 zu nichts? Warum „machen“ Eltern „mit“?

Beim Zuhören fällt mir der (zu) späte Brief der Mutter eines Odenwaldschülers ein, den sie ihrem Sohn im Zuge der aktuellen Enthüllungen schreibt, veröffentlicht am 15. April 2010 in der Wochenzeitung „Die Zeit“, und der am selben Tag am selben Ort erschienene Text des ehemaligen Odenwaldschülers *Johannes von Dohnanyi*, der als Freund eines Betroffenen, der in den Suizid gegangen ist, über seine Erfahrungen schreibt und bei mir doch den schmerzlichen Eindruck hinterlässt, dass ihm auch 2010 noch daran liegt, sich selber freizusprechen, obwohl ihm gewiss nicht zur Last gelegt werden kann, was er die Kälte der Eltern seiner Mitschüler nennt. Und auch *Hartmut von Hentig*, so sehr ich seine reformpädagogischen Arbeiten schätze, macht es sich zu leicht. Er hat die Odenwaldschule nicht geleitet, aber er muss sich fragen lassen, ob sie nicht – als Alternative zu pädagogisch anders aufgestellten und mit strengem Regiment geführten Internaten – einem schrecklichen Wiederholungszwang erlegen ist, so dass auch dort passierte, was am Tatort Familie und an anderen Schulen passierte. In ungekannter Gemeinsamkeit entwickeln Schulträger und Verantwortliche unterschiedlichster Provenienz ein Feindbild: Sie kritisieren den laufenden Mediendiskurs, der sich in meinen Augen jedoch als ausgesprochen multiperspektivisch und geradezu ausgewogen erweist. Und ist – jedenfalls heute – der Papst mit seinen Äußerungen nicht deutlich klarer und entschiedener als der ungefähr gleichaltrige Papst der Reformpädagogik? Mit diesen Fragen im Kopf und auf dem Herzen messe ich dem Anliegen der Referentin besondere Bedeutung zu.

Zunächst nimmt *Christine Morgenroth* traditionsreiche Unterscheidungen auf, die auf *John R. P. French* und *Bertram H. Raven* zurückgehen – von legitimer Macht, Macht durch Belohnung, Macht durch Zwang, Macht durch Identifikation (mit einem Machthaber, der es dank seines Charismas schafft, dass ich ihm leicht nachgebe) sowie Macht durch Wissen. Sie steuert dann geradewegs auf *Norbert Elias* zu, auf Figurationen, die Interdependenzen beschreiben, denen Menschen in ihren Bindungen unterliegen. Figurationen erzeugen Muster gegen-

seitiger Abhängigkeiten und Bedürftigkeiten, Muster, die fortlaufenden Veränderungen und unbewussten Kräften ausgesetzt sind. Daraus gehen Figurationsdynamiken hervor, die zur Verselbständigung tendieren und gleichsam hinterrücks, jenseits bewusster Abläufe, Wirkungen erzielen, die niemand gewollt hat.

Szenische Arrangements von Macht

Szenische Arrangements von Macht, wie sie *Christine Morgenroth* im Vortragstitel ankündigt, lassen sich als Figurationen von Machtbalancen verstehen. In einer Hierarchie von Interaktionen können „intersubjektive Modi“ in unterschiedlichem Maße gereift sein – angefangen bei archaischen, sensomotorisch-präeverbalen, nicht symbolisierungsfähigen Zusammenhängen, weiter zu Konstellationen einer affektiven Durchlässigkeit, die fragen lässt, ob die Wut „meine oder Deine“ ist, und zu einem sprachlich diskursiven System, das etwa mit Rationalisierungen und dissoziativen Mechanismen arbeitet, um Formen der Zugehörigkeit aufrechtzuerhalten, sowie schließlich zu reflexiv-kommunikativen Systemen, die Andere als Andere gelten lassen.

Damit kommt *Christine Morgenroth* zu ihrem Ausgangspunkt zurück, zu Internaten und Schulen, die als geschlossene Systeme agieren – und als solche einen reflexiv-kommunikativen Stil gar nicht zulassen. Dort ist es gar nicht möglich zu fragen, was mein Tun Anderen bedeutet und antut – aber möglich, Schüler scheinbar ohne Zwang in den Bann zu ziehen, so dass diese die Ehre empfinden, dazugehören – zum Kreis derer, die einem pädophilen, aber auch charismatischen und darum verehrten Lehrer die Nächsten sind, aber auch die nächsten Opfer. Die Frage, die die Vortragende treibt und die sie vorantreibt, richtet sich auf das Unbewusste jener Institution, an der „wir“ eben „etwas ganz Besonderes“ sind, auf Machterzeugungs- und Machterhaltungsmechanismen, auf die Mitläufer. Was aber macht den Unterschied zu 1999? Wie entsteht jetzt Bewegung angesichts der Enthüllungen, insbesondere in katholischen und reformpädagogischen Einrichtungen?

Zwischenfrage: Inwiefern ist Kirche ein geschlossenes System, inwiefern lässt sie reflexiv-kommunikative Prozesse nicht zu, zumal dann nicht, wenn das Erklimmen jeder neuen Sprosse der Hierarchieleiter die vorher noch gegebene Kommunikationsdichte weiter ausdünn?

„Ein System muss aufhören, geschlossen zu sein“

Durch die Haltung, in der *Christine Morgenroth* als Expertin zu Expertinnen und Experten spricht, entsteht keine „superbia“, kein Hochmut und kein Machtgefälle, vielmehr fühlen sich die Hörenden ermächtigt, eigene Fragen, die ihnen unter den Nägeln brennen, vorzubringen und etwa der Ambivalenz des Seelsorgegeheimnisses nachzugehen, das sowohl ein hohes Gut als auch Teil eines Machtsystems ist. Zugleich schafft mancher Satz auch eindeutige Klarheit: „Kindeswohl geht vor Verschwiegenheit.“ Der Vortrag findet starke Resonanz; das Ausbleiben eines Rezepts zum Umgang mit Verschleierungen in Institutionen löst weniger Bedauern als vielmehr Wertschätzung aus, zumal das Vorgetragene hoffnungsvoll wirkt – trotz allem. „Ein System muss aufhören, geschlossen zu sein“ – ein erster Schritt zu einer Öffnung ist die Bitte um Supervision, die eben nicht Teil des Systems ist.

Macht und Moral – Todsünde und Macht

Macht und Moral? Die genannte „superbia“ ist eine der sieben Todsünden – neben „gula“ (Völlerei), „ira“ (Zorn), „avaritia“ (Geiz), „invidia“ (Neid), „voluptas“ (Wollust) und „acedia“ (Trägheit). Dazu bietet der Kongress sieben Workshops, die von jeweils einer der Todsünden her einen schrägen Blick auf Macht und Machtspiele ermöglichen sollen, mal erfahrungsorientiert, mal textbezogen. Teilnehmerinnen und Teilnehmer erzählen hernach, wie anregend, wie vielfältig sie die Auseinandersetzung mit den Todsünden fanden und wie intensiv sie in den Workshops arbeiten konnten, weil dafür insgesamt drei Stunden eingeräumt wurden. Aber nur einigen unter ihnen scheint eine Verbindung aufgegangen zu sein zum Thema: Macht macht an.

„Keine Macht für niemand, und niemand an die Macht!“

Mit diesem Spontispruch setzt der Theologe und Wirtschaftswissenschaftler *Traugott Jähnichen*, Professor für Sozialethik an der Universität Bochum, ein, um das Zueinander von Kirche und Macht zu bestimmen. Er versteht Macht als Rohstoff sozialer Beziehungen, unterscheidet zwischen bezwingender „power over ...“ und ermächtigender „power to ...“, und dies auf verschiedenen soziologischen Ebenen: face to face, in Organisationen und Institutionen, in Politik und Recht. Daran schließen sich folgende Fragen an: Was macht die Evangelische Kirche, auf die er sich konzentriert, mit Macht? Was macht Macht mit der Kirche? Wie lässt sich Macht prägen und gestalten?

Was macht Kirche mit Macht?

Traugott Jähnichen stellt dazu vier Thesen vor.

Kirche macht Macht unsichtbar, indem sie Macht verdeckt (1): Ämter heißen „Dienste“, und eine „Dienst“-gemeinschaft „vom Chefarzt bis zum Heizer“ bildet eine Sprache, eine Tradition, eine Gewohnheit aus, die sich in ihrer Veralltäglichsung nicht zu legitimieren braucht. Auf der Macht dieser Gewohnheit ruht die Gewohnheit dieser Macht.

Kirche macht Macht unsichtbar, indem sie Macht theologisch delegitimiert (2): Sie stellt Formen der Beeinflussung Gottes unter Magieverdacht, kritisiert die Rede von Gottes Allmacht und verweist auf das Ohnmachtssymbol des Kreuzes.

Kirche macht Macht unsichtbar, indem sie Macht mit anderen Beziehungsmustern vermischt (3): Diakonie will nicht als solche stark sein, sondern „stark für Andere“; dementsprechend zeigen sich öffentliche Stellungnahmen der Evangelischen Kirche Deutschlands gemeinwohlorientiert. Der informelle Charakter vieler Formen innerkirchlicher Kooperation kennt eine Mischung aus vordergründiger Solidarität und hinter- oder untergründigem Strippen ziehen. Und Seelsorge verkommt zur privaten Begegnung mit dem Pfarrer, sie wird entmächtigt und ähnelt in ihrer Harmlosigkeit nunmehr dem Gespräch mit dem freundlichen Nachbarn am Gartenzaun.

Kirche macht Macht unsichtbar, indem sie die Anerkennung von Macht durch den Verweis auf Werte einfordert (4): im Dienst der Verkündigung, als Kirche für Andere, als Garantin der öffentlichen Werteorientierung.

Was macht Macht mit Kirche?

Wenn Kirche Macht unsichtbar macht, begünstigt sie ihre Stabilisierung. Was aber macht Macht mit der Kirche? Verquickungen bestehen seit der konstantinischen Ära, Machtallianzen erweisen sich bis heute als „mitlaufendes Problem“, mitlaufend oft als schlechtes Gewissen. Die Macht des Amtes, das eine Person bekleidet, und ihre charismatische Macht sind leider deutlich entkoppelt, es lebt eine institutionelle Macht grauer Eminenzen – mit und ohne Dienstwagen und Fahrer.

Die Unheimlichkeit von Macht zeigt sich für *Traugott Jähnichen* in der von ihm beobachteten Tendenz, dass performatives Reden, etwa als Segenszuspruch, an Bedeutung verliert, jedenfalls in seiner Kirche. Macht lässt Kirche nach (offenbar nicht gegebener) gleicher Augenhöhe mit (anderen) gesellschaftlichen Repräsentanten suchen. Macht lässt Kirche auch doktrinäre Haltungen annehmen, Abgrenzungsdiskurse führen und den Leitbildcharakter der eigenen Kultur betonen. Zugleich führt Macht in der Kirche aber auch zu überzeugenden Formen der Kommunikation des Evangeliums.

Kirche als Geistgemeinschaft

Für *Paul Tillich* speist sich die Legitimität von Macht aus der Einbindung in ein Ethos der Liebe und in Formen gerechter Gestaltung. Er unterscheidet personale Macht als Ausdruck der Selbstbejahung des Lebens von sozialer Macht als Grad der Bezogenheit auf ein repräsentatives Zentrum. Im Anschluss daran geht es *Traugott Jähnichen* nicht nur um die sichtbare Kirche, sondern auch um Kirche als Geistgemeinschaft, in der sich die schöpferische Macht Gottes zumindest fragmentarisch verwirklicht; in der Menschen in der Kraft des Geistes im Einvernehmen mit Anderen handeln; in der Macht ohne physische Gewalt auskommt (und mit *Hannah Arendt* gar als ihr Gegenpol erscheint). Wie aber lässt sich der Graben überbrücken, der sich zwischen empirisch sichtbarer und als Geistgemeinschaft (un-) fassbarer Kirche auftut? Und weitere Fragen schließen sich in der Diskussion an: Wenn Macht als Rohstoff sozialer Konstellationen keine machtfreien Beziehungen zulässt und allemal mit Energie und Lust zusammenspielt, bedeutet das Verdecken von Macht dann nicht zugleich eine Lustbremse? Und wie geschieht das Domestizieren von Macht und Lust in der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie, in der Kirche und gegenüber der Kirche? Verzicht auf Gewalt und Zwang mögen in ihrer Notwendigkeit unstrittig sein, aber braucht es auch Verzicht auf Macht? Wo und wie können wir ihn, wenn nötig, einüben? Wenn aber Macht stark negativ besetzt ist, woher rührt die Angst vor Macht? Ich denke an die Angst vor Verantwortung und davor, schuldig zu werden, an das schlechte Gewissen, das *Traugott Jähnichen* im Laufe seines klar strukturierten Vortrags beim Namen nannte, und daran, dass es darum geht, gewissenhaft Macht in die Hand zu nehmen!

Zwischen Osama und Dalai Lama

Nachdem Gewalt bisher zur Abgrenzung des Machtbegriffs oder als dessen Gegenpol vorkam, macht *Henning Wrogemann*, Professor für Missions- und Religionswissenschaft und Ökumenik an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal / Bethel, Gewalt eigens zum Thema. Er setzt sich mit der Frage auseinander, welche Religion am friedfertigsten ist, und dem metho-

dischen Problem, wie dies zu beweisen wäre. Wie stehen Religionen und Gewalt zueinander – zwischen *Osama* und *Dalai Lama*?

Zur Methodologie des Religionsvergleichs differenziert er zwischen essentialistischen Ansätzen, die nach dem „Wesen“ einer Religion fragen, geschichtlichen Ansätzen, die religiöse Diskurse nachzeichnen, und typologischen Ansätzen: Wenn Religionsgemeinschaften politisch neutral, uneigennützig und glaubwürdig erscheinen und den nötigen politischen Ernst aufbringen, können sie zur Gewaltprävention beitragen, bei Machtkonflikten deeskalierend wirken und Frieden konsolidieren – nach dem Motto, das in der Politik gelten mag: „Brauch‘ ich viele Leute, nehm‘ ich Religion.“

Wie aber steht es um die Bedeutung heiliger Texte für die Legitimation von Gewalt? Angesichts einer großen Auslegungsvielfalt im Umgang mit solchen Schriften reicht der Hinweis auf gewaltbezogene Koran- oder Bibelpassagen („compelle intrare“ mit Bezug auf das Gleichnis vom Festmahl in Lk 14,23: „Da sagte der Herr zu dem Diener: Dann geh auf die Landstraßen und vor die Stadt hinaus und nötige die Leute zu kommen, damit mein Haus voll wird.“) nicht hin, entscheidend sind das Verständnis heiliger Texte und die daraus resultierenden Folgen. Auch ein buddhistisches Tötungsverbot lässt sich etwa in der Geschichte Japans mit langen Phasen konterkarieren, in denen Mönchsarmeen Kriege führten, und eine Tötung wird etwa dadurch gerechtfertigt, dass sie als Verdienst am Getöteten durchgehen kann, der dadurch von seinem Leiden erlöst wurde.

Zwischen Friedensdienst und Konfliktverschärfung tut sich ein großes religiöses Potential auf. Allerdings sieht *Henning Wrogemann* für einen „Clash of civilizations“ ökonomische und politische Faktoren als bedeutsamer an als religiöse Faktoren. Auch tragen die Medien zur Ausformung von Diskurstilen bei. Religionen, die eine religionsinterne Religionskritik kennen, erweisen sich zudem am ehesten als resistent dagegen, einer Ideologie zu verfallen. Und auch wenn die heiligen Texte der einen Religion mehr Gewalt überliefern als die Schriften einer anderen Religion, ist damit ohne (Aner-) Kenntnis ihrer (Wirkungs-) Geschichten noch lange nicht darüber entschieden, welche Religion die friedfertigste ist, auch nicht über das Zueinander von Religion(en) und Gewalt. Entsprechende Zuschreibungen erweisen sich als Herausforderung an Bildung, zu der viele Kinder, Frauen und Männer weltweit nach wie vor keinen Zugang finden. Denn konstruierte Realitäten bedürfen möglicherweise der Dekonstruktion – und sind nicht zu verwechseln mit real wirksamen Konstrukten.

In der Diskussion, die *Henning Wrogemann* durch seinen ebenso engagierten wie humorvollen Stil prägt, spielt Interdisziplinarität eine wichtige Rolle, auch die Frage nach Brücken zwischen der Pluralität der Religionen und der Pluralität, die in einer einzelnen Religion lebt, etwa im nicht-institutionellen Islam, einerseits und der „diversity“ der Pastoralpsychologie andererseits. Welche Formen „seelsorglicher Zurückhaltung“ braucht es? Und was, wenn Dekonstruktion machtunfähig macht? Grundbedingungen von Pluralität sind nicht in einem „melting pot“ gegeben, der auf Vereinheitlichung hinausläuft und so die Angst vor und das Aushalten von Pluralität unterläuft, stattdessen aber Ängste vor Uniformisierung schürt. Was es braucht, sind Vorbilder an Beheimatung, ein Gefühl von Heimat – mitten in aller Pluralität.

Nochmals: sexuelle Gewalt

Henning Wrogemann erfährt viel Zuspruch, den ich teile – mit einer Ausnahme: Er hebt auf die Glaubwürdigkeit der Kirchen ab, von der er sich überzeugt zeigt, und formuliert den in meinen Ohren unmöglichen Satz: „Nehmen Sie die ganzen Missbrauchsfälle mal weg!“ Freilich signalisiert er, dass er die den Opfern angetane Gewalt nicht kleinreden will, gewiss

nicht, aber hier zeigen sich eben massive konfessionelle Unterschiede: Zumindest aktuellen Umfragen zufolge hält sich zwar die Glaubwürdigkeit der Evangelischen Kirche Deutschlands auf vergleichsweise stabilem Niveau, während die Glaubwürdigkeit der Römisch-Katholischen Kirche in Deutschland und in der Weltkirche ganz massiv leidet, eben weil insbesondere Priester Kindern und Jugendlichen sexuelle Gewalt angetan haben. Das ohnehin Verbrecherische spitzt sich nochmals zu, wenn Opfer im Täter eine Vaterfigur und eine (nunmehr ebenfalls zerstörte) Verbindung zum Himmel gesehen haben und priesterliche Täter ihrerseits „in persona Christi capitis ecclesiae“ handeln, also in der Person Christi des Hauptes der Kirche. Hier kommt es mir umgekehrt sehr darauf an herauszustellen, dass der Gekreuzigte und Auferstandene sich mit allen Opfern solidarisiert hat, bis in den Tod und darüber hinaus. Darum müssen sich die für die Verbrechen Verantwortlichen auch vorhalten lassen, dass sie sich mit dem Seelenmord, den sie verübt oder zugelassen haben, auch zu Henkern ihres Herrn gemacht haben.

Ich will darauf hinaus, dass sich die „Missbrauchsfälle“ niemals wegdenken lassen und damit zwangsläufig ein heftiger Glaubwürdigkeitsverlust für die Katholische Kirche einhergeht; und selbst wenn diese Taten keineswegs auf ihren Raum beschränkt sind, wiegt hier jeder einzelne Fall besonders schwer.

Macht macht an

Für die Kongressthematik erscheint es mir höchst angemessen, dass vor allem die Referentin, aber auch andere Beteiligte diese aktuellen Aufdeckungen von Macht- und Ohnmachtsstrukturen ansprechen, ohne unter dem Eindruck sexueller Gewalt gleich jede Form von Macht als solche zu verteufeln. Aber wie die These von der Glaubwürdigkeit der Kirchen derzeit wohl allenfalls für die Evangelische Kirche gelten kann, jedoch gewiss nicht für die Katholische, so war auch die sozialetische Auseinandersetzung mit Kirche und Macht nahezu ausschließlich von einer evangelischen Perspektive geprägt.

Auch manche Brücke muss erst noch geschlagen werden: von spannenden Referaten aus verschiedenen Disziplinen in die Pastoralpsychologie; von den als solchen inhalts- und ertragreichen Workshops zum übergreifenden Kongressthema; vom Kongressthema zur Machtfrage innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie. Und gerade weil die Überschrift „Macht macht an“ lautet(e), war mir die Attraktivität von Macht zu wenig präsent – und nicht nur mir. Dennoch empfinde ich die gemeinsam verbrachten Tage als sehr inspirierend und inhaltlich höchst facettenreich.

Manchem dauerte der Vorlauf zu lange, den Referenten zurücklegten, bis sie zu der ihnen aufgetragenen Fragestellung kamen; es gab aber auch Vortragende, die sofort mitten ins Thema sprangen, sich jedoch genau damit dem Vorwurf aussetzten, ihre Prämissen nicht offengelegt, zentrale Begriffe nicht geklärt zu haben – so dass ein Vorlauf, der auf den ersten Blick vielleicht langweilig wirkt, auf den zweiten Blick doch wichtig und orientierend wirken kann, wie ich meine. Mehrere Teilnehmerinnen und Teilnehmer kündigen an, sie werden „am Thema dran bleiben“, wohl auch deshalb, weil manche Brücke zwar noch nicht geschlagen ist, sie aber auf den Geschmack (des Themas) gekommen sind: Macht macht an. Auch mir gefällt, wenn mir Stoff zum Kauen bleibt und ich nicht alles vorgekaut bekomme. Aus der Dankbarkeit, die ich für zahlreiche Einsichten und Begegnungen empfinde, wächst meine Vorfreude auf die nächste Zusammenkunft dieser illustren Gesellschaft für Pastoralpsychologie.